



## Märkische Volksreime und Bauernsprüche

Von Karl Demmel

Volksreime und Bauernsprüche sind eine Altertumsart, die sich in den großen Städten hört man weniger davon, aber in den abgelegenen Landstrichen und auf den Dörfern sind sie noch bis heute lebendig. Viele sind natürlich im Laufe der Zeit verloren gegangen; manche sind uns nicht durch schriftliche Aufzeichnungen überliefert worden, und viele sind auch nicht rein ländlich, sondern gelten auch für andere Landstriche; ja, es ist überhaupt ein eigen Ding mit den Volksreimen und Bauernsprüchen! Wir wollen hier einmal von solchen Reimen und Sprüchen aus der Mark reden. Die meisten davon sind uns in der plattdeutschen Sprache überliefert worden. Allen aber ist das rein ländliche Element eigen. Wir möchten an dieser Stelle eine kleine Auswahl davon mitteilen. Beginnen wir damit; wir finden da folgenden Spruch auf den märkischen Sand:

„De märkische Sand, dat es good Sand,  
dat lät sich licht handveern (hanieren),  
dat wäst sich god, dat döggt sich glatt  
wenn't good gerät, gewt doch noch wat,  
dat wat mit keene lehren.“

Oder:

„De härtä Broak, je gebtä Koach.“  
„Je härtä die Brade, desto größer das Korn.“  
Bekannt ist auch der Spruch:

„Kartoffeln und Gröhe, Kieselstein und Sand  
sind die Elemente im Brandenburg Land.“

Oder auch diese Fassung:

„Staub, Sand, Gröhe sind des Märkers Freude;  
Staub, Gröhe, Sand sind sein Vaterland.“

Von Potsdam geht der Spruch:

„In Potsdam kommt kein Pferdehandel  
aufsaue.“

Aus dem Oderbruch mit seiner großen Schweinezahl zitieren wir diesen Reim:

„Altenkirchen, Altenkerken, wo de Buren afohen  
jerken.“

Ebenfalls auf das Oderbruch bezüglich ist der Spruch, der auf die hohe Sterblichkeitsziffer der Kinder hinweist:

„Der Bräuer trägt mehr Wäberhäute auf den  
Markt als Ochsenhäute.“

Noch ein Spruch aus dem Oderbruch:

„Wenn de Bräuter so die Koppfäde, so die Koppfäde,  
freuen, so die Koppfäde, so die Koppfäde.“

Von Guben, aber auch von Jörsig, in der Provinz Sachsen, sagt man:

„Wer sich in Guben will rechtlich ernähren,  
darf sich der Huden und des Spatens nicht  
schämen.“

Die Tuchmacherstadt Forst hat diesen Spruch:  
„Forster Gewand geht durchs ganze Land.“

Und von den Lübbenern Gurken erfahren wir dieses:

„Saure Lübbener ist Bäcker und Bauer.“  
„In Seelow und Bernitzow (Kreis Lebus) ist  
dieser Reim üblich:

„In Seelo un in Bernitz  
ist's Frier man med Etzan un Stroß.“

Ebenfalls aus dem Kreise Lebus ist dieser Spruch, der sich auf die hochgelegenen Dörfer im  
Gegensatz zu denen des Braches, bezieht:

„De Derper up de Bei, de hebben ienbel Reij.“  
Und aus Schwiebus ein kurzes Sprüchlein,  
das uns sagt, daß es dort so wenig Frauen  
geben soll. Hören wir den drohigen Reim:

„In Schwiebus — mehr Kibben — als  
Wiefen.“

Aus dem Kreise Hirschberg und Crotzin  
(Oder) folgte dieser Satz:

„Rundelland — nichts als Sand.“  
Auf die fruchtbaren Gegenden der Neumark  
spielt dieser Spruch an:

„Gett und Neumärker Rind schwimmen zulest  
oben.“

Im Kreise Lebus soll es bereits soviel  
Quappen gegeben haben, daß man das Fett  
dieser Tiere zu Hackeln verwendete. Dies sagt  
uns nun der ironische Spruch:

„Das Feuer kunkelt wie das Quappenfett  
oben.“

Auch der Marktflecken Riebingen ist mit  
einem Reim vertreten, der auf die dort anässigen  
sehr armen, doch zufriedenen Bewohner anspielt:

„Wiel Eingen, wenig Schillingen, das ist die Art  
in Riebingen.“

Aus dem Fläming stammt dieses Wort, das  
auf die Gümmigkeit der Bewohner dieses ge-  
birgigen Landes hinweist:

„Bettler und Wanderburj gehen selbst über  
den Fläming.“

Bekannt ist dieser Flämingsspruch:

„Fläming arm an Korn (Wasser),  
Reich an Korn.“

Das war eine Auswahl rein ländlicher  
Sprüche und Reime, die sich auf bestimmte  
Gegenden der Mark bezogen. Und nun einige  
sprichwörtliche

märkische Bauernweisheiten.

die so gut wie überall in der Mark Brandenburg  
ganzahn sind. Hören wir:

„Wo du dus un Grund heit eigan, kann di  
nich der Fremde bedriegen.“

Und sehr sinnvoll ist der Spruch, der vom  
trübsinnigen Bauern sagt:

„De Rühl (Rehle) is man en engen Loch,  
awer't et geist dus un doj dörh.“

Von den Bauerfrauen, die brav und tüchtig  
sind, mögen hier diese beiden sprichwörtlichen  
Bauernweisheiten stehen:

„De Fru kann med de Schört mehr ut 't Dus  
as de Mann med 'n Wagen injieft.“

und

„Wo de Frau gut wirtschaft,  
doz moßt dat Bett an 'n Balten.“

Ein bekanntes Wort sagt auch hier, daß,  
wenn der Bauer Geld habe, es auch die ganze  
Welt habe; ein anderer Spruch bringt folgendes  
zum Ausdruck:

„Wenn de Bur nich arbeit',  
kann de König nich foaten.“

Und vom Alter wird uns erzählt:

„Wat man dem Alder nich med 'n forten  
Waggen (Zugwagen) bringt,  
dat kann med dem jenen Waggen (Zug-  
wagen) nicht foaten.“

Nach der Entzeit, steigt de Winter, wat de  
Sommer verdoert hat, und auf den freien  
Bauernhand beziehen sich diese Worte:

„Sälbst gewunnen, selbst gesunnen is de  
beste Viertracht.“

Wir möchten hier auch einige plattdeutsche  
Wetterregeln aus der Mark einschalten; so  
heißt es:

„Nichtmisch hell und klar bedekt an jut  
Flasjoach.“

Eine andere Wetterregel sagt:

„Wenn 't inne toagen Böme blist un dunnet,  
geit et bälle Bräite (Bräute).“

Oder:

„Wenn 't inne Dömlüte lücht (weiterleuchtet),  
denn bläht de Böme blind.“

Von der „Weihnachtskang“, dem Dezember-  
schnee auf den Saaten, auch ein Sprüchlein,  
nämlich:

„In 'n Christmoand mut die witte Sans jut  
braden, dat die Saat up 't Feld nicht aufriert.“

Auch die Kartoffeln auf dem Feuer sind nach  
dem märkischen Bauernwort Wetterpropheten,  
denn:

„Quaden up 't Frier die Smullen, denn  
geit et schicht Wetter.“ Oder auch die Regen-  
würmer zeigen nach eine. Wort aus der Gegend  
von Jöhen Regenwetter an:

„Seiden de Regenwürmer up, denn treden  
Regenwolken up.“

Wanz droßig ist jedoch diese Wetter-  
prophetie, ebenfalls aus der Gegend von  
Jöhen, bezw. zwischen der Jöhenner und Trebbiner  
Eisenbahn:

„Wenn die Wadene von Trebbin bullert, denn  
geit es Hagel.“

Wenn die Wadene von Jöhen bullert, denn  
geit et jeld Wader.“

Und endlich noch zum Abschluß sprichwör-  
tlichen märkischen Bauernwiz: da heißt es einmal:

Die Finanzämter brauchen sich allerdings auf den folgenden Spruch nichts einzubilden:

Damit wollen wir es genug sein lassen, obwohl es noch mehrere solcher Sprüche und Volksgeneration gibt, die sich nur von Generation zu Generation vererben, jedoch nie gesagt, nur selten ausgesprochen werden, wenn es nicht die Fortschritt der Volkskunde tun, die uns damit ein köstliches Bild schlichtester und derber Bananenpflanze und Fruchtbarkeitsgötter für alle Zeiten bewahren. Es geht doch wirklich viel Wahres ohne viel Umwege in diesen Reimen und Sprüchen, wie man es auch in der Natur auch gern anerkennen will, und in diesen Sprüchen trifft er stets den Nagel auf den Kopf.

Heute ist die Schule wieder eine dreiklassige Schule mit zwei Lehrern, wie 1878. (1. Lehrer Humann, 2. Lehrer Müller.) Briesenhorst gehört zur Pfarre Verneuchen, mit dem Pfarrer Schöps als Pfarrer.

## Die Entwicklung einer neumärktischen Kolonie

In den folgenden Jahren, bis ein 1790 wechselten oft die Besitzer des Gutes, bis es der Stadtkorbmacher von Noß erwarb (1809). Zu der Zeit war Lehrer Schimming hier Lehrer. 1801 wurde das Gut zum Theil parzellirt, und Noß erwarb die Hälfte. Der Stadtkorbmacher von Noß nach seinen Verfügungen nach Radensleben bei Neuppin überließ, legte er als Newhalter den Lehrer Schimming ein, und das Gut wurde verpachtet. Außerdem beschäftigte sich Noß mit dem Handel in Holz, Getreide, Wein und verkaufte es weiter. Natürlich konnte er bei seiner beschäftigten Thätigkeit kein Schulamt nur wenig ausüben, und so kam es, daß die Schule in Noß, die Commune ganz ausfiel. Der damalige Besitzer, Noß, starb 1833, und es ist nicht ein besseres Vertheil. Bis 1833 war

1870 konnte der Lehrer August Seyne sein 50-jähriges Amts Jubiläum feiern. Als besondere Auszeichnung erhielt er von der Regierung den Ackerbüchel des Goldenerkennens in Saunders. Demselben Jahre wurde (1870) die zweite Pfarrkirche in der Gemeinde erbaut. Der Lehrer Dittig verwaltete 1871 wurde die alte Kirche in der Schule zur 2. und 3. Schulfachschule umgebaut. In dem Jahren von 1867 bis 1873 wechselten oft die zweiten Lehrer. 1873 trat der 1. Lehrer August Seyne nach 52-jähriger Amtszeit in den Ruhestand, sein Sohn Otto Seyne wurde 1. Lehrer, nachdem er vorher auf mehreren Stellen als Lehrer tätig war.

## Von G. Weberschock

Mühlen und Müller spielten in früheren Zeiten in unserem Volke eine ganz bestimmte Rolle. Wir brauchen nur einmal Grimms Märchen zu durchblättern. Da lesen wir viel von armen Müllersburschen, von geheimnisvollen Wassermühlen, von Nixen oder Kobolden, welche mit dem Müller im Bunde standen und in der

Mühle oder im Mühlenort ihr Wesen trieben. Kurz gesagt, beginnt man von Mühlen zu erzählen, so erwartet man etwas Besonderes; auch wenn geschichtliche Tatsachen dazu einläßt. Die erste Nachricht von einer Mühle bei dem Dorfe Pöhlitz haben wir aus dem Jahre 1721. Damals waren schwere Zeiten für unser Dorf; denn die Polen waren nützliche Nachbarn und drangen teilweise bis zu den Häusern von Pöhlitz vor. Wohl verstand man von brandenburgischer Seite aus, die Grenze zu regulieren, leider fehlerte das lange Zeit an dem guten Willen der Polen. So die Polen gingen sogar soweit, während Pöhlitz und Alexanderdorf eine Wasserstraße zu bauen. Als Staudenbe-  
 zogen die Polen die Pöhlitzer Mühle. Die dortigen Bewohner kamen dadurch in große Not, denn es fehlte ihnen zum Futter für ihr Vieh. Wie lange die polnische Mühle bestand, läßt sich nicht mehr nachweisen. Die spätere Grenzregulierung ließ wohl auch die Mühle verschwinden.

Alle anderen Mühlen, die es um 1750 herum in der Umgegend gab, waren Staatsbetriebe und wurden verpachtet. Jeder Dorf hatte seine zu gewissem Mühle. Solche Mühlen befanden sich bereits 1780 in Götzen, in Jahnitz und in der Gänge. Auch der Besitzer von Morn, ein Herr von Schöning besaß eine Mühle, allerdings handelte es sich nur um eine „Recht-Mühle“; v. Schöning wurde beim preussischen König vor-  
 gestellt, sich auch noch einen Schrotgang anbringen zu dürfen. Er erhielt jedoch abschläglichen Bescheid mit der Begründung, daß es genüge, wenn er seinen „Recht“ schneller und besser durch die Mühle herstellen könne. Durch diese Verfügung schloß die Regierung die Mühlen von Götzen, Jahnitz und die Gänge-Mühle; denn deren Pächter hätten gegen den Willen des Herrn von Schöning Widerspruch erhoben.

Im Jahre 1834 an gab es dann in Pöhlitz einen Mühlenberg. Im Rierermwald, der sich östlich an unser Dorf anlehnt, liegt ein ganz ansehnlicher Berg, der zu damaliger Zeit der „Münzschloßberg“ hieß. Dieser Berg wurde am 10. August 1834 von dem Mühlen-  
 besitzer Carl Ernst Gans von der Gemeinde käuflich erworben, und zwar erhielt er die ausdrückliche Erlaubnis, auf diesem Berge eine Mühlenmühle errichten zu dürfen. Auf „warme Zeiten“ verpflichtete sich ferner die Gemeinde, vom Dorfe aus einen Anstichweg zur Mühle dem Käufer zu lassen. Ein solches Recht gegen ein solches Grundstück begünstigte den Kaufvertrag. Die Mühle wurde gebaut, der Berg hieß von nun an Mühlenberg. Das Mühlenbergewerbe wurde frei, ohne irgend welche staatliche Einmischung, am Dorf durchgeführt. Interessant ist es wohl, daß drei andere Brüder des Carl Ernst Gans fast zur gleichen Zeit in Jahnitz, in Dorf und in Pöhlitzdorf auch Mühlen er-  
 bauten. Die diesige Mühle erbat sich im Ge-  
 schloß Sanitz wieder. Durch eine lange Reihe von Jahren harzte mancher schwerelose Wä-  
 gen auf dem Mühlenwege. Im Jahre 1903 be-  
 trug die Mühlenwerke ein unruhiges Unge-  
 lück. Kinder spielten an der Mühle und ließen durch die sich drehenden Flügel. Blödsinnig erliefte ein Flügel einen etwa zehnjährigen Jungen und richtete ihn über. Zu der Knabe starb an seinen Ver-  
 letzungen.

Kommen wir heute auf den mit Felsen und dunklen Schöningen behandelten Mühlenberg, dann finden wir keine Mühlenmühle mehr. Im grünen Gras liegen nur einige große Fundament-  
 steine, ein Klumpen schwarzer Dachpappe fällt ins-  
 langsam an mit grünem Moos aus. Man spürt die Gegenwart der Wanderer mit seinem Stolz in der Nähe der Fundamentsteine, so findet er auch noch verrostete Horn. Es sind die Überreste der Mühle. Im Jahre 1910 gab an einem schühlen  
 Innabend ein Gewitter über unser Dorf. Greis-  
 Mühle gerissen die dunkle Nacht, und ein Strich  
 aus der Mühle. Was die Mühle übernahm, das  
 leuchtete sie vom Mühlenberg auf das Dorf. Die  
 Mühle brannte vollkommen ab. Sie wurde nicht  
 mehr aufgebaut. — Einmal liegt der Mühlen-  
 berg nun im Rierermwald, dergestalt ist der Mä-  
 senweg, nur wenn im Winter der stille Wald im  
 Hinterland des Mühlenberges einen schmalen  
 Pfad, dann führt man sich gelichteter Roden-  
 schitten mit lautem Gallo den freien Abhang

# Alt-Landsberger Handwerk und „Blauer Montag“

Im Mittelalter war die tägliche Arbeits-  
 zeit der Handwerksgelegen sehr lang. In der  
 Regel begann sie um 5 Uhr morgens, im  
 Winter eine Stunde später und dauerte bis  
 7 Uhr abends. Vor Sonn- und Feiertagen  
 wurde früher in Landsberg um 3 oder 4 Uhr  
 nachmittags oder auch schon um 12 Uhr  
 mittags Feierabend gehalten. In Landsberg  
 einige Handwerker des Tagesanbruchs bis zum  
 Anbruch der Nacht, wenn die Feuer gelöscht  
 wurden, arbeiten. Das bedeutet an den län-  
 gsten Tagen des Jahres, selbst wenn man drei  
 Maßzeiten zu je einer Stunde annimmt,  
 einen Arbeitsstag von 13 Stunden. Unter  
 diesen Umständen ist das Streben der Ge-  
 sellen, die wöchentliche Arbeitsdauer durch  
 Freigabe eines ganz oder doch teilweise  
 freien Tages zu verkürzen, nur zu selbst-  
 verständlich. Jener wurde als „Freitag“,  
 daß der einzelne sich wirtschaftlich einen Tag  
 von der Arbeit fernhielt. Darauf antwor-  
 teten dann die Landsberger Meister in der  
 Regel mit der Entziehung von Stolz und Lohn  
 für diesen Tag.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts kam  
 in Landsberg der „gute“, der „lustige“ oder  
 der „blaue“ Montag auf. Er begann mit dem  
 Zugangsdatum eines halben freien Tages  
 der Woche, die — meistens wurde diese Ein-  
 schränkung gemacht — nicht abgeben einen  
 Feiertag hatte. Noch am Ende des 17.  
 Jahrhunderts aber, als die Gesellen das Recht  
 des freien Montags fast überall erobert  
 hatten, gelang es den Landsberger Gesellen,  
 die Ordnung freien freien Tag nur alle vier bis  
 fünf Wochen zu. Immer aber hielten die  
 Landsberger Gesellenorganisationen, die  
 „Brüderschaften“, streng darauf, daß alle Ge-  
 sellen freien freien Tag aus wirklich inne-  
 hielten.

Schließlich wurde dieser Tag händi-  
 gere, streitig, um wirklich „blauen Mont-  
 ag“. Mit der Freiheit wurde Mißbrauch ge-  
 trieben, indem „tägliche Praesen und Sau-  
 fen“ der Handwerksmeister nachgewiesen wurde.  
 Besonders schlimm war es im 18. Jahr-  
 hundert. Da mußte der blaue Montag in  
 Landsberg sogar verboten werden. Ein dies-  
 begünstigtes Mittenstück besaß sich ausschließlich  
 mit dieser Sache. Das Mittelstück trägt fol-  
 gende Aufschrift: „Edict wegen Abstellung  
 einiger Mißbräuche, besonders des sogenann-  
 ten blauen Montags bei den Handwerken in  
 Landsberg“. Der freie oder blaue Montag  
 mußte doch sofort eingestellt werden und  
 die Gesellen an allen Montagen ebenso fleißig  
 und lange arbeiten wie an den übrigen  
 Werktagen. Jeder Meister mußte den Ge-  
 sellen, der sich ohne Entschädigung Montags  
 von der Arbeit fernhielt, Arrest an-  
 zeigen, andernfalls wurde er mit Geldstrafe be-  
 legt, die er an die Gewerkschaft abführen  
 mußte. Und ein Geselle, der diesen Miß-  
 brauch weiterführte, sollte das erste Mal mit  
 abschließend, das zweite Mal mit 14 Tagen  
 Arrest, das dritte Mal mit 21 Tagen und das  
 vierte und folgende Mal als ein vorläufiger  
 Leberträger der Geselle mit vier Wochen strengem  
 Arrest bestraft werden. Er wurde dann  
 überall für unfähig und untüchtig erklärt und  
 nicht eher wieder zu seiner gewöhnlichen  
 Sanden, bis er nach obrigkeitlicher Erkenntnis  
 die Genehmigung bekommen hatte. Der zweite  
 Teil dieses Edikts besagt, daß diejenigen Meister  
 und Gesellen, so dergleichen boshaften  
 Leberträgerer wissenschaftlich für tüchtig und han-  
 werksfähig gehalten und nur  
 Sanden, bis er nach obrigkeitlicher Erkenntnis  
 dieser Strafe und in gleicher Proportion be-  
 legt werden sollen.“

Ferner wurde jedem Meister oder Gerberge-  
 bator in den Gewerksbergen der Strafe,  
 die sie erlassen wurde und die an die Armen-  
 anstalten des betreffenden Ortes abgeführt

werden mußte, verboten, einen in Arbeit ste-  
 henden Gesellen, der Montags vor genehmigter  
 Abend-Arbeitszeit in der Gerberge zu bulden  
 noch weniger durch Darreichung von Geträn-  
 ken selbst Gelegenheit zu geben, den Montag  
 in Leichtigkeit und Mühseligkeit auszubringen,  
 sondern sie sollen diese Gesellen sofort fest-  
 nehmen oder wenigstens ihre Namen feststel-  
 len und sie für die Obrigkeit zur Bestrafung an-  
 zeigen. Um nun die Wirte und Gerberge-  
 bator bezüglich dieser Vorschriften auf Beob-  
 achtung zu können, mußten die Polizeibehörde  
 in Landsberg an der Wirtshäuser die Gerbergen  
 des Montags oftmals zu genau distanzieren.  
 Sie erhielten dafür von jeder angelegten  
 Leberträgerer den vierten Teil des Erlöses der  
 eingehenden Strafen. Endlich wurde sogar  
 bestimmt, den Gesellen ihren Lohn zu ver-  
 ringern, um sie dadurch desto besser vom  
 blauen Montag abzuhalten und zum Fleiß  
 zu ermuntern.

Das Sprichwort sagt vom blauen Montag:  
 „Blauer Montag, volle Kräfte,  
 leere Beutel, tolle Kräfte.“

Dieses Sprichwort ist eine Wahrheit, denn  
 „Begeht du den Montag blau,  
 steht's Dienstag mit Verdiensten flau,  
 am Mittwoch geht es knapp noch mit,  
 am Donnerstag ist alles aus,  
 der Freitag muß ein Scherztag sein,  
 Sonnabends steht der Sonntagsschein,  
 das paßt alles ganz genau,  
 So oft du machst den Montag blau!“

Darum heißt es mit Recht:

„Ist der Montag blau,  
 wird die ganze Woche grau.“

Nämlich also:

„Dem blauen Montag — merke dies!  
 Folgt ein Sonntagsdienstag ganz gewiß.  
 Drauf folgt der Montag mit dem  
 feinsten Sonntagsdienstag. Donnerstag,  
 kein stiller Freitag fällt den Schern,  
 kein Samstag liegt in Ruß das Herz,  
 kein Sonntag bricht das Ländchen,  
 das ist die blaue Montagsschwärz.“

Darum lasse es die gesagt sein:

„Dem blauen Montag und Genossen,  
 hatte diese Züre stets verschlossen.“

So war es früher. Und heute? Heute  
 das anders geworden, denn der Arbeit hat  
 freut sich, noch Beschäftigung zu haben. —

## Märktlicher Jagdhuhns vor 350 Jahren

Galgen für Wilderer — Gefängnis für Vogel-  
 erbeide — Wessenerbot

In der guten alten Zeit, in der die Mark  
 reich an Wäldern und Holzungen, Bügeln und Wild  
 war, gelebte es manchen, besonders auf dem  
 Lande, auch Wild und Vögelern. Zwar gab es  
 noch keinen Tier- und Vogelschutzverein. Um das  
 zwei- und vierfüßige Wild, auch die fliegende,  
 zu schonen, wurde im März 1582, also genau vor  
 350 Jahren, durch ein besonderes Dekret  
 die Verurteilung des Wilderers in Schwere  
 genommen. Die Sicherheit auf dem Lande kann  
 eine gewisse sein. Das Edikt spricht von  
 Wäldern, von Wäldern an Wäldern und  
 Wildbüten und von Wildbüten großen Ma-  
 ßen. Dem Verbot zufolge wurden nicht  
 Wild, sondern und Vögel, sondern  
 junge Wilderer niedergebunden und Vogelge-  
 lege mutwillig zerstört, besonders aber Wasser-  
 vogel auf See, Dör und Märkte mit  
 Schlingen gefangen. Diese Umstände machen  
 die Sache verständlich, mit denen die Wilder-  
 beide

ohne Unterschied und ohne Zuerkennung von mit-  
derenden Umständen bezeugt worden. „Zum Auf-  
fich für andere soll in unseren Händen für  
Widder der Gassen sein, ähnlich wie für  
Straßenräuber“.

Hente sind wilde Schwäne in der Mark eine  
Seltensheit. Anders in früherer Zeit. Berichtet  
wird uns verschiedentlich von Schwannengässen.  
Da dadurch aber der Bestand dieses Vögelstam-  
mes unserer Vögelherde gelichtet wurde, nahm  
dieses grundlegende Jagdobjekt sich auch der  
Schwäne an. Aber es wurde nicht nur unter  
Androhung einer Strafe von 10 Talern das  
war in damaliger Zeit sehr viel Geld) verboten,  
nach Schwänen zu schießen, sondern auch „Enten-  
vögel oder anderes Federwild“ zu erlegen.  
Die Strafe von 10 Talern war als Minimal-  
strafe gedacht und konnte, je nach Umfang des  
„Jagdwiderbrechens“, willkürlich erhöht und in Ge-  
fängnis umgewandelt werden. Die Schwäne für  
die Wasserfögel wurde bis zum festen Johann  
(24. Juni) ausgebeutet, auch verbot das Edikt  
„Wildscheneier“ auszunehmen. Obgleich man  
vor 350 Jahren so vernünftig war, einen Vogel-  
fang auch nach dieser Hinsicht gestrichen zu tun-

hierten, so hat sich leider bis zum heutigen Tage  
die Sucht gegenunter Feinheitsmittel nicht gelöst.  
Im April beschließt man, zu verheizen, die aller an-  
dere als Volksnahrungsmittel sind. Die ange-  
botene Strafe galt damals nicht nur für den  
Schießer, sondern für den Mithieler und Schöler.  
Das ist heute gleichbedeutend mit einer Ver-  
drängung aller derrer, die Reize der Feinheits-  
mittel dankbar werden.

Die Unfreiheit der Straßen bedingte es  
damals, daß man bei Lieberlandfahrten sich be-  
waffnete. Um der Wildbeiebre über die Fein-  
heitsmittel Vorlauf zu lassen, wurde das Tragen von  
Schwänzen, wie Kirchschäfer oder Sangschä-  
fer über Kopf verboten bei Verstoß der Fische und  
bei Gefangnisstrafe. Dieses Verbot betraf alle:  
Bürger, Bauern und Fußgänger. Zum Schluss  
wiederholte dieses Jagdwild-Edikt vom Jahr  
1582 das Strafmittel für Wilderer, die „mit dem  
Strang“ vom Leben zum Tod zu beibringen  
sollten. Es scheint, daß diese drastische Maß-  
nahme ihren Zweck erreicht hat, denn in den  
Stadtbüchern wird lange Zeit hindurch nicht mehr  
darauf zurückgegriffen, während anderer Verbot  
seit ist wiederholt werden mußten.

wurden die Spechte früher viel verfolgt, heute  
weiß man, sie sind sehr selten und werden  
schützt und stellt ihnen daher nicht mehr nach.

Nach dem alten deutschen Volksbrauch war  
übrigens der Specht ein Vogel, durch den man zu  
großem Reichtum kommen konnte. Er sollte näm-  
lich auch Bilanzengurgen sammeln, indem  
die Menschen alle verborgenen Schätze der Erde  
entdecken. So wird wenigstens in einem Vogel-  
buch aus dem 16. Jahrhundert bekannt. Die  
Tätigkeit, die besonders heute lebhaft zu begreifen  
wäre, scheinen allerdings die Spechte eingelegt zu  
haben.

## Spliter und Späne

aus der alten märkischen Heimatgeschichte,  
gesammelt von F. S. M.

Nach altem märkischen Recht war es den  
Bauern, die ihre landwirtschaftlichen Erzeug-  
nisse auf den Wochenmarkt in die Stadt brach-  
ten, nicht erlaubt, ihre Waren: Butter, Eier,  
Fälle, Schmalz usw. umhergeherweise in den  
Dörfern anzubieten.

Die alten märkischen Fenster, Fensters-  
gefallen und Abdecker hatten sich zum Un-  
terschied von anderen „ehrligen“ Leuten in  
grünes Glas zu stellen, dessen Farbe von der  
Regierung so weit vorgeschrieben war. Viel-  
fach findet sich in alten Privilegien heute  
noch eine solche graue Stoffprobe angeheftet.

In den märkischen Wäldern der alten  
Zeit pflegten Männlein und Weiblein nicht  
nur gemeinsam zu leben, sondern auch ge-  
meinlich zu speisen und sich zu erlustern,  
wobei häufig auch noch Musiken aufspielten.

Im 1600 hatten bei uns galande die  
Frauen in öffentlichen Bierlokalen im allge-  
meinen keinen Zutritt.

Der alte märkische Volksbrauch kannte den  
Begriff „Erntgelb“ nicht; man nannte es da-  
mals kenneigenenweise „Wadgelb“.

In früheren Jahrhunderten hielt sich  
manche Stadt nach einem „Stadt-  
fest“, sondern auch einen „Stadtlof“.

Von den alten märkischen „Brandblasen“,  
den Vorläufern der Sozietaet, wurde den Ab-  
gebrannten Entschädigung gewährt nicht im  
Verhältnis zur Größe der abgebrannten Ge-  
bäude und nach ihrem Wert, sondern nach  
der Anzahl der Morgen, mit der er der Kreis-  
tasse steuerpflichtig war.

Die alten märkischen Abdecker waren ver-  
pflichtet, den Landesherrn Hunde für die  
Satzung und andere große Jagd abzurich-  
ten zu lassen; auch standen sie in dem  
Rufe, främte Hunde mit besonderem Ge-  
schick heilen zu können.

Unter Friedrich dem Großen bestand ein  
strenges Verbot, daß kein Offizier bis zum  
Hauptmann aufwärts über 8 Taler Schul-  
den machen durfte. Hypothekensoldaten aller-  
dings ausgenommen.

Nach vor 50 Jahren tobte ein heftiger  
Meinungssturm darüber, ob auch in den  
märkischen Buchhäusern in besonders schne-  
ren Fällen werde die Prügelstrafe einge-  
setzt werden sollte.

Inhalt: Märkische Volksreime und  
Bauerngedichte. Von Karl Demml. Schule  
und Kirche in Preußen. Entwicklung einer  
neuen Märkischen Volkskunde. Von alten Mäb-  
len. Von O. Weberdick. — Alt-Landbesitzer Hand-  
werk und „Blauer Montag“. — Märkischer Jagd-  
buch von 350 Jahren. — Untere Spechte.  
Von Albin Michel. — Spliter und Späne aus der  
alten märkischen Heimatgeschichte. Von F. S. M.

Schiffahrt: B. D. M.

## Unsere Spechte

Von Albin Michel

Wenn der Grünpecht zu „Lachen“ anfangt,  
femen eigenartigen Ton von sich gibt, den der  
Vandmann, der Jäger und Förster als Lachen  
bezeichnet, dann ist bereits die Vornahme für  
die Spechte gekommen; denn alle Spechte ge-  
hören zu den Frühbrütern. Die Spechte, von  
denen bei uns sieben Arten als Lando-  
oder Strichvögel leben, ziehen zur Familie der Me-  
stereiden und gehören mit uns in die  
familiäre Wald- und Baumvögel. Alle Arten  
ernähren sich hauptsächlich von Insekten, die sich  
an Bäumen eingelegt haben, doch finden einige  
Arten auch Insekten vom Boden auf und fressen  
Samerlein, Heilmittel, Bucheckern und Wä-  
der. Der ganze Vögelstamm ist in drei Unter-  
gruppen eingeteilt, besonders der scharfe  
Schmel und die Fische, die ausgezeichnet zum  
Klettern langen. Der meistartig gefüllte lan-  
ge Schmel läßt sich mit einem Spinnhammer  
vergleichen, und der mäßliche Schmel ist  
Eiert des Sammers bezeichnet werden. Ganz  
eigenartig ist die Zunge, die der Specht weit vor-  
strecken kann, am weichen vermag dies der  
Grünpecht, der je 13 bis 14 Zentimeter über  
die Schmelstange hinaus vorstrecken kann.  
Außerdem besitzen sich an der Spitze der Fische  
Wädhäcker, die geeignet sind, Insekten aus  
engen Spalten und Ritzen herauszuholen. Weiter  
haben die Spechte auch Drüsen im Schmel, die  
einen klebrigen Stoff absondern, an dem die In-  
sekten hängen bleiben. Als die Zimmerleute unter  
den Vögeln haben sich die Spechte Wohn- und  
Bruthöhlen, doch nur immer in Bäumen, die  
nicht mehr gesund sind und deren Holz leichter  
zu bearbeiten ist. Die Wohnhöhlen werden nicht  
ausgehöhlet, sondern die Eier kommen unmittel-  
bar auf den Vorkoben. Alle Spechte leben in  
strenger Einsamkeit und dulden in ihrem Nestbezirk  
keinen anderen Vogel der gleichen Art.

Der größte der in Deutschland heimischen  
Spechte ist der Schwarzpecht, auch Tannen-  
und Waldhahn genannt, der je ziemlich die Größe einer  
Krähe erreicht. In Wäldern, die er bewohnt,  
zu finden sind in Gebirgsgebieten. Schwarz-  
pecht heißt er, weil er, abgesehen von dem roten  
Scheitel des Männchens und einem roten Fleck  
des Weibchens, ein schwarzes Federkleid trägt.  
Das Weib legt er nur in ziemlich kleinen Höhlen  
an. Dagegen hat der Heilmittel unter Spechte, der  
kleine Vögel, nur Sperlingsgröße; er wird  
dagegen auch Sperlings- oder Heilmittel genannt.  
Dieser Specht hat einen mit schwarz-weißen Bän-  
den ausgelegten Rücken und ist nicht in allen  
Wäldern und Gebirgsgebieten. Bei ihm  
fist in Eichenwäldern anzutreffen. Weniger in  
der Mitte von Wäldern, sondern mehr an den  
Außenrändern der Wälder, in Parkanlagen und  
Alleen hält sich der Grünpecht auf. Bei ihm  
tritt zwar das Grün des Weibchens besonders  
hervor, er ist aber sonst auch sehr häufig zum ge-

lächt und trägt einen roten Fleck auf dem Kopf.  
Auch er hat sich Wohnung an den Bäumen, er  
geht aber nicht in den Boden und nimmt sich  
der Ameisen, Ameisenpuppen, Heilmittel und  
Schnecken zum Verpeisen weg. Daher wird der  
Grünpecht auch noch Ameisen- und Erdpecht ge-  
nannt. Ist im Winter der Boden gefroren, so  
kann oft beobachtet werden, wie sich Grünpecht  
auf dem Boden herumkriecht, um nach  
Nahrung zu suchen. Weit seltener als der Grün-  
pecht ist der Graupecht oder der graue Erdpecht,  
der ein ähnliches Leben führt wie jener, aber  
meistens in Raubwäldern baut.

Am häufigsten ist in Deutschland der schon  
genannte große Vögel, auch Rot-  
und Schmelpecht genannt. Von diesem läßt sich aller-  
dings nicht behaupten, daß er ausschließlich Insekten  
bringt. Er verzehrt zwar ebenfalls Insekten,  
Heilmittel und Bucheckern, frist aber auch gern  
den Samen der Fische und Wädhäcker. Er ist  
ein Vögel, der in den Wäldern, auch in  
Sperlingsgröße, eine „Spechtstube“ eine  
Stelle, wo viele Fischeknospen mit zerrissener  
Spitze am Boden ausgebreitet liegen, so erkennt  
er sofort die ernste Arbeit eines Vögelpechts.  
Dagegen beträgt sich der mittlere Vögelpecht nie  
an Wädhäckerknospen, sondern er klettert sich mit  
Insekten, deren Larven, mit Heilmitteln, Eiern  
und Bucheckern. Der große Vögelpecht baut  
meist in Kiefernwaldungen, der mittlere Vögel-  
pecht dagegen hält sich mehr in Laubwaldungen  
auf und bevorzugt besonders die Eichen und  
in Norddeutschland und auch hier nicht überall  
heimisch ist der wehrhafte Vögelpecht, auch Weiß-  
und Eichenpecht genannt. Weichpecht heißt er,  
weil er einen rein weiß schimmernden Unter-  
rücken hat. An Größe kommt der Weichpecht dem  
Grünpecht ziemlich nach. Seine Lebensweise  
gleicht wohl am meisten der des mittleren Vögel-  
pechts, wie dieser bevorzugt auch er Laub-  
waldungen.

Die Spechte drücken jedes Jahr nur einmal  
und legen auch nicht sehr viel Eier. Die Eier  
sind klein und liegen gewöhnlich nur drei, höchstens  
vier Eier, beim Grünpecht und beim großen  
Vögelpecht macht deren Zahl sechs bis acht aus.  
Freunde der Spechte sind besonders der Wädhä-  
cker und einige Wädhäcker wie Wädhäcker, Eichen-  
und Wädhäcker. Verlesene Wädhäcker der größeren  
Spechtarten dienen übrigens so manchen anderen  
Vögelarten als Unterschlupf. So nisten sich gern  
wilde Tauben, Waldkauz, Weihen, Kleiber,  
Mäuschen und Wädhäcker in Wädhäcker.  
Einige Vögel haben sich auch in die Spechte  
eingelassen, besonders im Frühjahr greifen sie über  
auch gesunde Bäume mit ihren scharfen Schnäbeln  
an. Diese Schmelstube gehen immer rindwärts  
an die Bäume. Man bricht daher vom Ringeln  
der Spechte, und man kann von Wädhäcker  
ähnlich folgen die Spechte Zeit aus den  
Bäumen. Wegen dieser schmerzlichen Gewohnheit